

**TAGUNGEN
ZUR OSTMITTELEUROPA-FORSCHUNG**

Herausgegeben vom Herder-Institut

10

**Grenzen in Ostmitteleuropa
im 19. und 20. Jahrhundert
Aktuelle Forschungsprobleme**

Herausgegeben von

HANS LEMBERG



VERLAG HERDER-INSTITUT · MARBURG · 2000

673/2L 60312 2545

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei der Deutschen
Bibliothek erhältlich.
CIP-Cataloguing-in-Publication-Data
A catalogue record for this publication is available from Die
Deutsche Bibliothek.

81/1519
L
4

Universitätsbibliothek
Europa - Universität
Viadrina
Frankfurt (Oder)

© 2000 by Herder-Institut, 35037 Marburg, Gisonenweg 5-7
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Redaktion: Hans-Werner Rautenberg
Satz: Herder-Institut, 35037 Marburg
Druck und Bindung: Druckerei Herr, 35390 Gießen
Umschlagbild aus: Die Ostgebiete des Deutschen Reiches, Würzburg 1957
ISBN 3-87969-275-0

Inhalt

Einführung	1
Grenzen in Ostmitteleuropa in der Forschung	
Hans-Jürgen Karp: Grenzen – ein wissenschaftlicher Gegenstand	9
Horst Förster: Grenzen – eine geographische Zwangsvorstellung?	19
Peter Krüger: Der Wandel der Funktion von Grenzen im internationalen System Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert	39
Peter Haslinger: Funktionsprinzip Staatsgrenze: Aspekte seiner Anwendbarkeit im Bereich der Osteuropaforschung	57
Karl von Delhaes: Wirtschaftliche Großräume oder nationalstaatliche Parzellierung? Die ökonomischen Funktionen von Grenzen in Ostmitteleuropa in den Jahrzehnten um die Mitte des 20. Jahrhunderts	67
Staaten in Ostmitteleuropa und ihre Grenzen	
Edgar Hösch: Die „Balkanisierung“ – Vor- und Schreckbilder der Entstehung neuer Nationalstaaten	79
Robert Luft: „Alte Grenzen“ und Kulturgeographie. Zur historischen Konstanz der Grenzen Böhmens und der böhmischen Länder	95
Włodzimierz Borodziej: Die polnische Grenzdiskussion im Lande und im Exil (1939-1945)	137
Gert von Pistołkors: Historische und ethnische Grenzen im baltischen Raum	149
Grenzen und Menschen im östlichen Mitteleuropa	
Hans Lemberg: Grenzen und Minderheiten im östlichen Mitteleuropa – Genese und Wechselwirkungen	159

Mathias N i e n d o r f: Die Grenze als Grauzone. Zum Problem der Perspektive in den deutsch-polnischen Beziehungen der Zwischenkriegszeit.....	183
Hannelore B u r g e r: Grenzen und Grenzüberschreitungen – Bericht über ein Projekt.....	195
Hanns H a a s: Dörfer an der Grenze – Bericht von einem österreichisch-tschechischen Forschungsprojekt.....	209
Hans L e m b e r g u.a.: Arbeitsbibliographie.....	247
Verzeichnis der Autoren.....	291

Einführung

Grenzen haben in den neunziger Jahren eine neue Aktualität gewonnen. Vier Jahrzehnte lang war das Staatensystem in Europa unter der Hegemonie der atomaren Supermächte USA und Sowjetunion stabil geblieben – eine Veränderung war kaum mehr vorstellbar. Aber schon die Situation von 1945 hatte in gewissem Sinne auf einen älteren Zustand zurückgegriffen und nach der im Zweiten Weltkrieg und seit 1938 angestellten ephemeren „Neuordnung Europas“ von Hitlers und bald auch Stalins Gnaden in großem Maße die nach dem Ersten Weltkrieg geschaffenen Grenzen in Ostmittel- und Südosteuropa wiederhergestellt, von relativ wenigen, wenn auch signifikanten Änderungen an der polnischen Ost-, West- und Nordgrenze, im Baltikum und an einigen anderen Stellen im östlichen Europa abgesehen.

Gerade der gegen Ende der vierziger Jahre rasch gewachsene Antagonismus der beiden Weltlager bedingte für die europäische Zone entlang des Eisernen Vorhangs ein striktes Status-quo-Denken, was die Verteilung der beiden Einfluß- und Herrschaftssphären in Ost und West, aber auch was die Grenzen innerhalb der „Lager“ anlangte. Die sowjetische Völkerrechtswissenschaft versuchte sogar, wenn auch wohl vergeblich, die „Unverletzbarkeit von Grenzen“ als „neues Prinzip“ ins Völkerrecht einzuführen.¹ Selbst eklatante Eingriffe wie die Niederschlagung des Aufstands in Ungarn oder die Intervention in der ČSSR vermochten der Erhaltung des Status quo zuliebe nicht, die Westmächte zum Eingreifen herauszufordern. Die Erhaltung der bestehenden Staatenordnung, auch und vor allem der Grenzen in Europa, erschien als gleichbedeutend mit der Friedenswahrung. Das alles wurde anders, als an der Wende zu den neunziger Jahren die kommunistischen Regime in Ostmitteleuropa zusammenbrachen, zuletzt in der DDR und in der Tschechoslowakei; in Polen, Jugoslawien und in der Sowjetunion selbst war die Erosion bereits im Gange.

Die Grenzen-Frage wurde jetzt in zweierlei Hinsicht aktuell: Einerseits ist gerade in diesem Augenblick und durch die mit dem Zusammenbruch des Ostblocks ermöglichte Einigung Deutschlands die deutsch-polnische Grenze zum ersten Mal nach Kriegsende international gesichert worden, andererseits aber entstanden an anderer

¹ LARISA IVANOVA VOLOVA: Nerušimost' granic – novyj princip meždunarodnogo prava [Die Unverletzlichkeit der Grenzen als neues Völkerrechtsprinzip], Rostov 1987. – JERZY TYRANOWSKI: Zasada nienaruszalności granic w prawie międzynarodowym [Der Grundsatz der Unverletzlichkeit von Grenzen im Völkerrecht], Warszawa 1987 (Biblioteka spraw międzynarodowych, 118).

Grenzen – ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung

von

Hans-Jürgen K a r p

Die Universalität der Fragestellung, der hier mit einigen Reflexionen nachgegangen werden soll, macht eine Beschränkung notwendig, ermöglicht aber zugleich, die grundsätzlichen Aspekte exemplarisch an ausgewählten Beispielen zu behandeln. Die Auswahl beschränkt sich auf drei wissenschaftliche Disziplinen: Die Grenze als wissenschaftlicher Gegenstand wird an einigen Forschungen aus der Sprachgeschichte, der Sozialgeschichte und der Literaturgeschichte vorgestellt werden. In ihrer allgemeinsten Form ist die Frage nach Wesen und Bedeutung von Grenze philosophischer Art. Daher sollen am Anfang die Aussagen zweier bedeutender Religionsphilosophen des 20. Jahrhunderts – eines katholischen und eines evangelischen – stehen, die sich in ihrem Denken mit dem Phänomen der Grenze beschäftigt haben.

I

Der Freiburger Religionsphilosoph Bernhard Welte († 1983) hat sich in seinem einleitenden Dies-Vortrag des Winters 1957/58 mit der Grenze im Leben der Wissenschaften befaßt.¹ Seine Überlegungen beginnen mit der Frage nach den Grenzen zwischen den einzelnen Wissenschaften, die in den regionalen Ordnungen des Seienden gründen, nach den Grenzen der Wissenschaft selber und dem, was noch nicht oder nicht mehr Wissenschaft ist, d. h. nach den Grenzen der Wissenschaften, die sie von ihren Voraussetzungen abgrenzen, und nach ihren Grenzen zum noch nicht Gewußten und zum Unwißbaren schlechthin. In einem zweiten Schritt fragt Welte nach dem Wesen der Grenze selbst. „Grenze waltet (...) zunächst als Position, d. h. als Bestimmung, sie waltet auch als Negation, d. h. als Unterscheidung“, jedoch „als eine Unterscheidung, die überall zugleich vereint“.² „Die Grenze, die die Bereiche trennt, ist auch das ihnen beide Gemeinsame. (...) Die Grenze waltet, indem sie zusammenhält, verknüpft und benachbart, was sie zugleich trennt. (...) Es liegt am scheidenden We-

¹ BERNHARD WELTE: Die Grenze im Leben der Wissenschaft, in: Bedeutung und Funktion der Grenze in den Wissenschaften, Freiburg i. Br. 1958 (Freiburger Dies Universitatis, Band 6), S. 9-19.

² Ebenda, S. 13.

sen der Grenze selbst, daß dieses mit geheimnisvoller Notwendigkeit unverbrüchlich auch ein Verbindendes ist.“ Die Frage nach dem, was die Grenze ist, „frägt schließlich in das Geheimnis des Seins selbst hinein.“³

Vor dem Hintergrund dieser dialektischen Definition des Wesens der Grenze wird verständlich, daß für Paul Tillich (+ 1965) „der Ort der Grenze (...) der für die Erkenntnis fruchtbare Ort“ war, wie er in der Einleitung zu seinem Frühwerk „Religiöse Verwirklichung“ schrieb, in dem er sich mit dem Grenzgebiet von Kirche und Gesellschaft, von Religion und Kultur, von Heiligem und Profanem, von Theologie und Philosophie beschäftigte.⁴ Tillich, der seine wissenschaftliche Laufbahn 1924 in Marburg als außerordentlicher Professor für systematische Theologie und Religionsphilosophie begann, emigrierte 1933 nach Amerika und führte sich dort mit einer kleinen Schrift ein, der er den Titel „On the Boundary-Line“ gab. Darin charakterisiert er in zwölf Kapiteln sein Leben und Denken.⁵ In der Einleitung zu dieser autobiographischen Skizze betont er, daß der Begriff der Grenze geeignet sei, Symbol für seine ganze persönliche und geistige Entwicklung zu sein.⁶

Aus Anlaß der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Tillich hielt der Preisträger 1962 eine Rede mit dem Titel „Grenzen“.⁷ In ihr thematisierte er „das Dasein auf der Grenze, die Grenzsituation“, die „der Durchgang“ ist, „den jeder einzelne gehen muß und den die Völker gehen müssen, um zum Frieden zu gelangen. Denn der Friede ist das Stehen im Übergreifenden, das im Überschreiten und Rücküberschreiten der Grenze gesucht wird. Nur wer Anteil an den beiden Seiten einer Grenzlinie hat, kann dem Übergreifenden und damit dem Frieden dienen, nicht, wer sich in der momentanen Ruhe eines fest Begrenzten sicher fühlt“.⁸ In der Angst, die eigenen Grenzen zu überschreiten und dem Fremden zu begegnen, sieht Tillich die „Ursache eines das Fremde hassenden Fanatismus. Man will die Grenze, die man nicht überschreiten konnte, auslöschen, indem man das Fremde zerstört“.⁹ „Aber die Grenze ist nicht nur das, was überschritten, sie ist auch das, was verwirklicht werden muß. Grenze gehört zur Form, und Form macht jedes Ding zu dem, was es ist.“¹⁰ Es geht darum, daß Personen, nicht nur als einzelne, sondern auch als Glieder von nationalen, kulturellen und religiösen Gemeinschaften, daß Völker ihre Identität und damit ihre Wesensgrenzen finden. Identität und Wesensgrenze eines Volkes drücken sich in seinem Berufungsbewußtsein aus. „Friede ist möglich, wo Macht im Dienst eines

³ Ebenda, S. 14.

⁴ PAUL TILlich: Religiöse Verwirklichung, Berlin 1930, hier S. 11.

⁵ Deutsch unter dem Titel: Auf der Grenze, in: PAUL TILlich: Auf der Grenze. Eine Auswahl aus dem Lebenswerk. Mit einem Vorwort von HEINZ ZAHRT zur Taschenbuchausgabe (Serie Piper, Band 593), München, Zürich 1987, S. 13-68.

⁶ Ebenda, S. 13.

⁷ PAUL TILlich: Grenzen. Rede bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 23. September 1962 in der Paulskirche in Frankfurt am Main, Stuttgart 1962.

⁸ Ebenda, S. 4.

⁹ Ebenda, S. 7.

¹⁰ Ebenda, S. 9.

echten Berufungsbewußtseins steht und das Wissen um die Wesensgrenze die Wirklichkeitsgrenzen in ihrer Wichtigkeit herabsetzt.“¹¹

Zu der Theologie und Religiosität Tillichs, der zeit seines Lebens ein Grenzgänger zwischen Theologie und Philosophie, zwischen der Theologie und allen anderen Lebensgebieten gewesen, aber niemals ein Überläufer geworden ist¹², wird gleichwohl kritisch angemerkt, daß sie durch einen starken, ja gefährlichen Impuls gekennzeichnet sei, „den Abstand zwischen Gott und Welt zu verwischen.“¹³

II

Die Sprachwissenschaft hat sich seit langem mit dem Ursprung des deutschen Wortes *Grenze* befaßt. G. A. Tzschoppe und G. A. Stenzel haben es 1832 für ein in Schlesien altheimisches Wort gehalten. Seine Herkunft von dem „allen Slaven geläufigen Wort“ *granitzá* ist zuerst von Jakob Grimm 1865 erkannt worden, nur war noch nicht klar, wann, wo zuerst und warum es entlehnt wurde.¹⁴

Für die Beantwortung dieser Fragen hat inzwischen die sprachwissenschaftliche Grundlagenforschung mit der Aufnahme des Gesamtbestandes slawischer Wörter in der deutschen Schriftsprache die Voraussetzungen geschaffen.¹⁵ Hans-Werner Nicklis bezeichnet Granitze, Grenitze, Grenze als „das bedeutendste polnische Lehnwort der deutschen Sprache, zu dem sich (unter wenigen anderen) noch Kaschemme (= Wirtshaus) hinzugesellt“. Nach seiner Auffassung sind „gemeinsames Trinken und ‚Granitzen setzen‘ als noch komplementäre Sphären eines gemitteten Alltags zu definieren“.¹⁶

Nach meinen eigenen tastenden Versuchen, die Rezeption des Wortes *granica* in einen möglichen Zusammenhang mit einer neuen rationalen Grenzidee im Osten zu bringen¹⁷, hat auch Herbert Kolb die Vermutung geäußert, „daß das Wort damals eine Bedeutungsnuance gehabt habe, die mit den Bezeichnungsmitteln der aufnehmenden Sprache, vorab Deutsch und Latein, nicht zureichend oder nicht prägnant wiedergegeben werden konnte“.¹⁸

¹¹ Ebenda, S. 11 f., hier S. 12.

¹² HEINZ ZAHRT in seinem Vorwort zu TILlich: Auf der Grenze (wie Anm. 5), S. 3.

¹³ Ebenda, S. 9.

¹⁴ HERBERT KOLB: Zur Frühgeschichte des Wortes ‚Grenze‘, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 226, 141 (1989), S. 344-356, hier S. 345 f., Anm. 5.

¹⁵ Einzelnachweise ebenda, S. 344, Anm. 1.

¹⁶ HANS-WERNER NICKLIS: Von der ‚Grenitze‘ zur Grenze. Die Grenzidee des lateinischen Mittelalters (6. – 15. Jhd.), in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 128 (1992), S. 1-27, hier S. 22.

¹⁷ HANS-JÜRGEN KARP: Grenzen in Ostmitteleuropa während des Mittelalters, Köln, Wien 1972 (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 9).

¹⁸ KOLB (wie Anm. 14), S. 346.

Etymologisch läßt sich *granica* unmittelbar auf polnisch *gran* zurückführen, das etwas Hervorragendes, Kantiges, Scharfes oder auch Ecke und Winkel bedeutet.¹⁹ *Granica* ist dann das Zeichen, die Gestalt, die durch eine Spitze bzw. Kante charakterisiert ist. Das kann entweder eine Einkerbung in Baumstämmen oder auch ein Erd- oder Holzhaufen sein, dessen Form sich nach oben verjüngt oder der an den Ecken eines Gebiets aufgeschüttet ist. Das Wort hat aber auch – etwa im Bulgarischen – die Bedeutung von Eiche, weshalb ihm eine „bisemantische“ Struktur zugeschrieben wird.²⁰

In den Grenzbeschreibungen der Urkunden des 13. Jahrhunderts bezeichneten *granica* oder *granicies* – also die latinisierten Formen des polnischen *granica* – im Singular einen geographischen oder topographischen Punkt am Außenrand eines abgemessenen Grundstücks, meistens einen Baum, insbesondere eine Eiche, die durch eine Einkerbung besonders gekennzeichnet ist. Durch eine geradlinig zu denkende Verbindung zwischen diesen Punkten ergibt sich eine lineare Außenabmessung der betreffenden Landfläche, die gewöhnlich durch den Plural *graniciae* ausgedrückt wird. Die Bedeutung des Wortes entwickelt sich sehr schnell von Grenzzeichen über den gekennzeichneten Grenzbaum und Grenzpunkt zur Grenzlinie.

Bei diesem Befund ist die Schlußfolgerung Kolbs einigermassen überraschend. Er stellt fest, „die Außenabmessung von Landbesitz durch eigens dazu markierte Bäume“ sei „ein vom Altland her seit alters vertrauter (...) Brauch“, und erklärt die Entlehnung von *granica* „nicht zuletzt“ aus dem „Zusammentreffen einer bekannten Sache mit einem fremden Wort in einer mehrsprachigen Umwelt“, in der dieses Wort „den Vorzug hatte, für die Beteiligten auf beiden Seiten eindeutig zu sein“.²¹

Geradezu entgegengesetzt argumentiert Hans-Werner Nickels in seinem Habilitationvortrag, in dem er auf dem Hintergrund der Grenzzidee des lateinischen Mittelalters die Entwicklung „von der ‚Grenitze‘ zur Grenze“ untersucht. Er stellt die geomorphologische Struktur des Altreichs den grenzenlosen dünnbesiedelten Heide- und Waldflächen des Ostens gegenüber und macht geltend, daß die gesamteuropäische Ostbewegung mit ihrer „planmäßigen, mit geometrischer Akribie vorstoßenden Landerschließung“ geradezu „eines neuen sprachlichen Gefäßes bedurfte, um die massive Kollision von Natur- und Kulturraum begrifflich fassen zu können.“²² In der ostelbischen Slavia wurde der moderne Gedanke der linearen Grenze geboren.²³ Im Zuge der Ostkolonisation erreichte der Begriff der Grenze „eine qualitativ neue Ebene (...), ohne aber noch den Reifegrad einer nationalstaatlichen oder völkerrechtlichen Abgrenzungspraxis nach sich zu ziehen“.²⁴ ‚Grenitzen zeichnen‘ und ‚Grenitzen setzen‘ wird zu einem „Leitbegriff der Ostkolonisation“.²⁵ Im Gegensatz zum germanischen

¹⁹ KARP (wie Anm. 17), S. 147 f.

²⁰ KOLB (wie Anm. 14), S. 349 f.

²¹ Ebenda, S. 355.

²² NICKLIS (wie Anm. 16), S. 14.

²³ Ebenda, S. 17.

²⁴ Ebenda, S. 19.

²⁵ Ebenda, S. 22.

Grenzungang, der Grenzpunkte summiere, gehe es beim slawischen bzw. germanoslawischen Grenzungang darum, Linearität zu begründen.²⁶ „Da sich die Regionen östlich der Elbe zu idealtypischen Gebieten von Grenzzeichen und einer rationalen Grenzzidee schlechthin entwickelt hatten, mußte auch der Begriff für Grenzmal und für die lineare, formale slawische Grenzauffassung endlich von der europäischen Slavia geborgt werden.“²⁷ Die Zuordnung der Idee linearer Grenzziehung zur „ethnospezifischen Gedankenwelt der slawischen Völker“ nimmt der Autor allerdings doch nur sehr vorsichtig vor. Angedeutet wird immerhin die besondere Bedeutung der rationalen Grenzzidee für den Deutschen Orden und seinen Territorialstaat.²⁸

III

Die weitere Wort- und Begriffsgeschichte von „Grenze“ ist bisher noch unzureichend erforscht. Hans Medick hat dazu – auch im Vergleich zum Französischen („frontière“ und „limite“), bei dem sich Parallelen und Eigentümlichkeiten zeigen, – einige Anmerkungen gemacht.²⁹ Er stellt zu Recht fest, daß die Begriffsgeschichte der Grenze „nur ein Bestandteil einer umfassenden sozialgeschichtlichen Betrachtungsweise ist“³⁰, um die es ihm in erster Linie geht.

In der Gegenwart konstatiert Medick bei der Beschäftigung mit der Frage von Grenzen und Grenzziehungen eine Verlagerung des Interesses „von den politisch-militärischen Abgrenzungen auf kulturelle und ethnische Ausgrenzungen“.³¹ Er stellt die überkommene Einengung des Grenzbegriffs auf ein staatliches Territorium oder gar auf naturräumliche Vorgegebenheiten in Frage und plädiert für eine Erweiterung durch Einbeziehung symbolisch-kultureller und sozialer Elemente der Grenzziehung, Abgrenzung und Grenzbeschreibung. Als Leitgedanke für eine von ihm angeregte vergleichende Sozialgeschichte von Grenzbildungsprozessen dient ihm eine Formulierung des Soziologen Georg Simmel aus dem Jahre 1908: „Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt.“³² Zur Illustration seines Anliegen verweist Medick in einem kurzen Forschungsbericht auf hierzulande weitgehend unbekannt gebliebene

²⁶ Ebenda, S. 20.

²⁷ Ebenda, S. 21.

²⁸ Ebenda, S. 20.

²⁹ HANS MEDICK: Zur politischen Sozialgeschichte der Grenzen in der Neuzeit Europas, in: SOWI. Sozialwissenschaftliche Informationen 20 (1991), Heft 3 (= Sonderheft Grenzen), S. 157-163.

³⁰ DERS.: Grenzziehungen und die Herstellung des politisch-sozialen Raumes. Zur Begriffsgeschichte und politischen Sozialgeschichte der Grenzen in der Frühen Neuzeit, in: Grenzland. Beiträge zur Geschichte der deutsch-deutschen Grenze, hrsg. von BERND WEISBROD, Hannover 1993, S. 195-211, hier S. 203.

³¹ Ebenda, S. 195.

³² GEORG SIMMEL: Soziologische Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (1908), 6. Aufl. Berlin 1983, S. 467.

Arbeiten wie die des deutsch-amerikanischen Historikers Dietrich Gerhard, des Gründers der französischen Annales-Schule Lucien Febvre sowie des amerikanischen Historikers Peter Sahlins.

Der grundlegende Aufsatz von Dietrich Gerhard aus dem Jahre 1961 setzte sich mit der klassischen Frontier-Hypothese des amerikanischen Historikers Frederick Jackson Turner von 1920 auseinander³³, die einen Zusammenhang der offenen Siedlungsgrenzen im Westen Nordamerikas mit der Entstehung einer offenen Gesellschaft behauptete, einem „Zusammenhang von Siedlungs- und Grenzbildungsprozessen und der Ausbildung der sozialen Strukturen, der Mentalität und der politischen Kultur einer Gesellschaft“.³⁴ Gerhard vergleicht in seiner Untersuchung die Verhältnisse in Nordamerika mit denen in Ostmitteleuropa und Rußland und entdeckt dort im Unterschied zu den „offenen, wandernden Grenzzonen freier Siedler des amerikanischen Westens“ stärker herrschaftlich angeleitete Siedlungsbewegungen und Grenzbildungsprozesse.³⁵

Lucien Febvres Ansatz³⁶ läßt sich in seiner apodiktischen Formulierung zusammenfassen: „Nicht von der Grenze, der frontière selbst, muß man ausgehen, um sie zu erforschen, sondern vom Staat.“³⁷ Personengruppen im Dienste des werdenden Territorialstaats führen einerseits seine Grenzen auf naturräumliche Vorgegebenheiten zurück, andererseits betonen sie die „Machbarkeit“ des Raumes durch den Staat als die grenzziehende Instanz – Grenzziehung also durch Herstellung des politisch-sozialen Raumes. Breitere Bevölkerungsgruppen sind daran erst später infolge eines Mentalitätswandels beteiligt, durch den sie die Grenzvorstellungen des modernen militarisierten Nationalismus verinnerlicht haben.³⁸

Dieser Ansatz – daß also im Prozeß der neuzeitlichen Staats- und Nationsbildung der Staat und seine Institutionen die entscheidende oder gar alleinige Rolle bei der Grenzsetzung spielen – wurde in den letzten Jahren durch eine Reihe von Arbeiten, insbesondere durch eine Modellstudie von Peter Sahlins³⁹, in Frage gestellt. Sahlins interpretiert den Grenzbildungsprozeß zwischen Frankreich und Spanien in den Pyrenäen vom 17. bis zum 19. Jahrhundert als einen zweibahnigen Vorgang, nämlich ei-

³³ DIETRICH GERHARD: Neusiedlung und institutionelles Erbe. Zum Problem von Turners „Frontier“. Eine vergleichende Geschichtsbetrachtung, in: Ein Leben aus freier Mitte. Beiträge zur Geschichtsforschung. Festschrift für Ulrich Noack, Göttingen 1961, S. 255-295, auch in: DERS.: Alte und Neue Welt in vergleichender Geschichtsbetrachtung, Göttingen 1962, S. 108-140. – FREDERICK JACKSON TURNER: The Significance of the Frontier in American History (1893), in: DERS.: The Frontier in American History, New York 1920 (Reprint 1985), S. 1-38.

³⁴ MEDICK: Grenzziehungen (wie Anm. 29), S. 197.

³⁵ Ebenda.

³⁶ LUCIEN FEBVRE: „Frontière“ – Wort und Bedeutung (1928), in: DERS.: Das Gewissen des Historikers, Berlin 1988, S. 27-38.

³⁷ Ebenda, S. 32, zitiert nach MEDICK: Grenzziehungen (wie Anm. 29), S. 199, Anm. 10.

³⁸ MEDICK: Grenzziehungen (wie Anm. 29), S. 198 f.

³⁹ PETER SAHLINS: Boundaries. The Making of France and Spain in the Pyrenees, Berkeley 1989.

nerseits als Durchsetzung eines vom Staat zentral gesteuerten Prozesses, andererseits als Geltendmachung spezifisch lokaler Interessen und Wahrung der lokalen Identität der Gesellschaften an der Grenze. Seine Perspektive ist die „auf die Grenze“ und „von der Grenze her“. Im/Ergebnis erscheint die Grenze „als ein eigentümliches soziales, kulturelles und politisches Gebilde (...), das die Gesellschaften und Staaten voneinander trennt und doch zugleich ihren Austausch fördert“.⁴⁰ So entstanden Staat und nationale Identität eher durch den alltäglichen Streit und Austausch an der Grenze als durch Aktionen in den hauptstädtischen Zentren der Macht. Solche vielgestaltigen „offenen“ Grenzen, die es auch in den Territorien des frühneuzeitlichen Deutschland gab, behielten ihre befreiende Wirkung bis weit ins 19. Jahrhundert.⁴¹

IV

„Offene“ Grenzen sind gewiß etwas anderes als „verwischte“ Grenzen, die in einer literaturgeschichtlichen Arbeit thematisiert worden sind. Die Kulturlandschaft Galizien mit ihren nationalen, konfessionellen und kulturellen Abgrenzungen in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist Gegenstand einer literaturwissenschaftlichen Abhandlung, mit der die Krakauer Germanistin Maria Kłańska 1991 hervorgetreten ist.⁴² Es handelt sich um eine Analyse deutschsprachiger Prosatexte aus der Zeit von 1846 und 1914, in denen im Gegensatz zu dem idealisierten Galizienbild, das im polnischen Bewußtsein lebendig ist, ein negatives Gegenbild der Provinz zutage tritt, das von sozialen und ökonomischen Mißständen und nationalen Zwistigkeiten geprägt ist. Zwei Jahre später legte die Autorin an Hand literarischer Texte von Joseph Roth einen Aufsatz über Lemberg, die multinationale Landeshauptstadt, vor, die sie im Titel als „Stadt der verwischten Grenzen“ bezeichnet.⁴³ Die vielgestaltigen Grenzen sind allerdings nicht oder jedenfalls nur indirekt Gegenstand der literaturwissenschaftlichen Interpretation. Das Leitmotiv der „verwischten Grenzen“ stammt von Roth selbst, der 1924 in seiner Reportage „Lemberg, die Stadt“⁴⁴ den genius loci der ehemaligen Hauptstadt seiner galizischen Heimat festzuhalten versucht und sie eben als „Stadt der verwischten Grenzen“ gerühmt hat. Eine Mischung von nüchterner Ironie und naiv-kindlicher Anhänglichkeit ist bezeichnend für seine Optik, die sich etwa in der folgenden Anekdote spiegelt. „In Lemberg ereignete es sich, daß ein Lastwagenpferd durch ein offenes Kanalgitter fiel. Die Kanalöffnungen in Lemberg sind nicht größer, die Pferde nicht kleiner als in der ganzen europäischen Welt.

⁴⁰ MEDICK: Grenzziehungen (wie Anm. 29), S. 206.

⁴¹ Ebenda, S. 207.

⁴² MARIA KLAŃSKA: Problemfeld Galizien. Zur Thematisierung eines nationalen und politisch-sozialen Phänomens in deutschsprachiger Prosa 1846-1914, Wien, Köln u.a. 1991.

⁴³ DIES.: Lemberg. Die „Stadt der verwischten Grenzen“, in: Zeitschrift für Germanistik N. F. III – 1 (1993), S. 33-47.

⁴⁴ Veröffentlicht in der „Frankfurter Zeitung“ vom 22. 11. 1924, vgl. JOSEPH ROTH: Werke, hrsg. von HERMANN KESTEN, Köln 1975-1976, Bd. IV, S. 840.

Aber Gott läßt Wunder geschehen. Jeden Tag läßt Gott Wunder geschehen. Jeden Sonntag übertrifft er sich selbst.⁴⁵

In seinen publizistischen Texten wie in seinen „galizischen“ Werken gestalten sich „Roths Kindheitserinnerungen, die Sehnsucht nach dem Vielvölkerstaat, die Erlebnisse aus dem Krieg und die Verzweiflung über den allumfassenden Antisemitismus in Deutschland zu einem Mosaik der ostgalizischen Landschaft und ihrer Menschen“⁴⁶. Ein wichtiges Element ist die jüdisch-slawische Nachbarschaft mit ihrer Spannung zwischen Fremdheit und Vertrautheit. Das Grenzgebiet zu Rußland erhält einen ambivalenten Symbolgehalt: Bestandteil der idyllischen Landschaft sind auch die Sümpfe. „Keiner war so kräftig wie der Sumpf. Niemand konnte der Grenze standhalten“, heißt es im „Radetzky marsch“.⁴⁷ Die Nähe zur russischen Grenze und die Ferne zur Hauptstadt Wien „verliehen dem Leben an der Grenze die Funktion einer Sammellinse.“⁴⁸ Einige Gestalten sehen die kommenden Ereignisse voraus. Kritisch merkt Maria Kłańska an: „Der allem Nationalen abholde und von der ungestillten Sehnsucht der ewigen Wanderer getriebene Roth konnte sich nicht in die Gedankenwelt jener nach 123 Jahren der Teilung die Auferstehung ihres Staates freudig feiernden Polen hineinversetzen.“⁴⁹ Man wird vielleicht hinzufügen können, in seinem Wunsch nach Harmonie „verwischten“ sich die real existierenden Grenzen.

„Verwischte Grenzen“ – das Leitmotiv zeigt, obwohl die Autorin es nur als Chiffre für das friedliche, heitere Zusammenleben verschiedener ethnischer und konfessioneller Gruppen in Lemberg zu verstehen scheint, meines Erachtens doch eher den ambivalenten Charakter der Grenze im Verständnis Roths. Dem Begriff haftet gar etwas Negatives, die Realitäten Negierendes an, wenn doch „Grenze“ – wie oben gesagt – per definitionem „zusammenhält, verknüpft und benachbart, was sie zugleich trennt“.⁵⁰ Wird der dialektische Charakter der Grenze „verwischt“, verliert sie ihre ordnende Funktion.

Während Maria Kłańska einen Aspekt von Grenze am konkreten Beispiel Galiziens und der Stadt Lemberg und auf der Grundlage von Texten Joseph Roths in den Blick nimmt, hat der Posener Germanist Hubert Orłowski im gleichen Jahr das Thema grundsätzlicher und allgemeiner behandelt.⁵¹ Sein Beitrag befaßt sich mit der kurzlebigen Karriere des Begriffs der deutschen Grenzlandliteratur nach dem Ersten Weltkrieg, mit ihrer trennenden und spaltenden Funktion und ihrer politischen In-

⁴⁵ JOSEPH ROTH: Land und Leute, in: DERS.: Werke, Bd. IV, S. 835, zitiert nach KLAŃSKA, Lemberg (wie Anm. 43), S. 40.

⁴⁶ Ebenda, S. 41.

⁴⁷ JOSEPH ROTH: Radetzky marsch (Romane I), Köln 1984, S. 467, zitiert nach KLAŃSKA, Lemberg (wie Anm. 43), S. 43.

⁴⁸ Ebenda.

⁴⁹ Ebenda, S. 45.

⁵⁰ Siehe oben S. 2 f. mit Anm. 3.

⁵¹ HUBERT ORŁOWSKI: Grenzlandliteratur. Zur Karriere eines Begriffs und Phänomens, in: Heimat und Heimatliteratur in Vergangenheit und Gegenwart, hrsg. von DEMS., Instytut Filologii Germańskiej UAM, Poznań 1993, S. 9-18.

strumentalisierung. Seinen Ausführungen stellt der Autor als Motto ein Zitat von Horst Bienek voran: „Die Grenze ist es, die den Menschen prägt. Ganz tief, bis ins Unbewußte.“

Die deutsche Grenzlandliteratur war noch bis in die Zeit nach 1945 hinein von einer „axiologischen Asymmetrie“ bestimmt, von den asymmetrischen Gegenbegriffen „Pole – Deutscher“, „Polentum – Deutschtum“, „Slaven – Germanen“.⁵² Ihr stellt Orłowski die „neue Grenzlandliteratur“ gegenüber, die es, gleichgültig, ob sie so oder wie auch immer bezeichnet wird, in der „doppeldeutschen“ Nachkriegsliteratur und auch in einigen Nationalliteraturen Ostmitteleuropas seit einiger Zeit gibt. Es ist die Heimatliteratur (verlorener) Grenzlandschaften, die die durch die Grenzverschiebungen und Vertreibungen der Bevölkerung „verlorene Heimat“ literarisch gestaltet. Diese neue Grenzlandliteratur hat gerade in der deutschen und der polnischen Literatur einen zentralen Stellenwert erreicht. In ihr wird „die bisher bestimmende Asymmetrie der ethnisch-ethisch-zivilisatorischen Legitimierung“ zugunsten einer „kultur-anthropologisch verstandenen Nachbarschaft der Ethnien“⁵³ aufgegeben. Möglich geworden ist diese – relative späte – Neuorientierung durch die – im Sinne des oben zitierten Mottos – „distanzierende Erfahrung der ‚prägenden Grenze‘“.⁵⁴

*

Die hier vorgelegten wenigen Beispiele dürften nicht nur gezeigt haben, welche bedeutende Rolle Grenzen als Forschungsgegenstand verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen spielen. Sie lassen darüber hinaus erkennen, daß der Begriff der Grenze als universale anthropologische Kategorie verstanden werden muß.

⁵² Ebenda, S. 14

⁵³ Ebenda.

⁵⁴ Ebenda, S. 15.